

Orplid, mein Land.

Roman von Gertrude Heiberg.

(Fortsetzung.)

Und eines Tages, als sie alle mit heißen Wangen von großen Taten der Vergangenheit und Gegenwart hörten, richtete sich Karsten auf und rief:

„Ich will aus meinem Stuhl heraus! Ich will arbeiten! Was erreichen!“

„Stundenlang stand Paul das Wort, denn beugte er sich zu ihm: „Du nimmst in deinem Stuhl ein größeres Feld ein als irgend ein anderer, großer Schlagelot, dem die Größe deiner Seele und die geduldige Stärke deines Herzens fehlt.“

Sie sahen sich eine ganze Weile schweigend in die Augen — fragend, Antwort gebend.

Des Knaben leidvolle Blicke sagten: „Warum ist mir alles, alles verfallen?“, des Mannes: „Gebulde dich! Alles Ding hat Sinn!“

Endlich fragte Karstens Stimme schüchtern, aber mit einem rührenden Ausdruck von Vertrauen: „Doch ich Paul und du sagen?“

„Mit einem Weib über seine Jahre gehenden Verhältnisse hatte er begriffen, was sein Lehrer ihm sagen wollte. Und seine wolle, unerschrockene Arbeit suchte fröhlich hin in Dant gegen den Menschen, der ihm einzig Trost zu geben verstand.“

Hollmann umschänkte tieferbeugt mit seinen Händen das bleiche Knabengesicht.

„Nenne mich so, mein lieber, lieber Junge!“

Da rief Karsten jubelnd: „Tante Sigrid, Almut! Ich habe einen Freund! Paul ist mein Freund, meiner ganz allein.“

Für den Rest der Stunde ließ er seines Lehrers Hand nicht aus der seinen.

Und selig wiederholte er die Worte: „Ich habe einen Freund.“

Sigrid wortete in Egidium mit dem Nachmittagsstempel aus dem Haus.

Aus dem Musikzimmer kam Geigen- und Klavierklänge — Hollmann begleitete Almut, und Karsten hörte ihnen zu.

Es war jetzt so friedlich, so harmonisch — alle hatten freundlich lächelnde, beinahe winselnde Gesichter.

Nur ihr ging mandalim ein Stich durchs Herz — wenn sie an ihre Knaben dachte.

Könnte sie die teuren Geschöpfe in diese helle, von Liebe und guter Mißbilligung erfüllte Luft bringen!

Tausendmal erwog sie die Möglichkeit ihrer Abreise nach dem Musikzimmer, um dort die mühsam geübte, wirklich das Recht gehaltene, ihren Kindern eine solche Chance zu rauben, weil ihr Herz Widerstand leistete.

Und heute wie damals, als sie die Entscheidung traf, war allemal der Schlußgedanke der immer gleichen, peinlichen Ermahnungen: „Ich kann es nicht.“

es — bis zuletzt — da kam es: „Und gerade deshalb, weil wir beide noch jung und stark genug fühlen, um dies neue Glück voll und ganz auskosten zu können, müßte ich Sie, teuerste Frau, bitten, auf den begreiflichen Wunsch, Ihre Kinder gleich nach unserer Heirat in unser Heim aufzunehmen, vorerst zu verzichten.“

Die Knaben sind ja, wie ich weiß, in der Kaderanstalt gut aufgehoben. Doch mir die Sorge für ihren Unterhalt von der Minute an, wo ich Ihre Antwort habe, eine liebe Pflicht sein würde, ist selbstverständlich.

„Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß diese — lassen Sie mich offen sein — diese bringende Bitte, die ich allerdings aufrechterhalten mußte, Ihnen eine Gewähr für meine aufrichtige und harte Neigung ist, aus der nur die eine Folgerung zu ziehen sein wird, wie sehr ich wünsche, die geliebte Frau ungeteilt, unabgelockt durch frühere Pflichten zu besitzen.“

„u. s. w.“

Sigrid barg den Brief wieder in ihrer Tasche.

Es war gar nichts von Verwunderung oder Zorn in ihr. Ihres Bewerbers Bedingung übertrahnte sie nicht.

Der naive Egoismus, mit dem er aus schließlich von seinem Glück und den Voraussetzungen dazu sprach, war völlig seiner Natur gemäß — ein Trug, der ihm deshalb zürnen würde. Aber ihre Kinder! Ihre armen, lieben Jungen!

Eine so weiche Sehnsucht weinte in ihr.

Sie empfand nichts für Dammer, aber hätte er ihren Knaben eine Heimat geboten, wäre ihr kein nicht so rasch und selbstverständlich gesprochen worden.

Cemil nicht? Sigrid sah um sich und ward blaß vor Schreck. Hier fort! Konnte sie sich wirklich noch lösen, ohne unheilbare Schmerzen davonzutragen?

Diese Menschen, dies ganze Heim, ward es nicht von ihrer Sorge — ihrer Liebe mit tausend Fäden verbunden, seit länger Zeit? Was blieb ihr, löse sie sich?

Sie schloß, es war zu spät. Früher hätte sie Stolz und Verachtung zu Hilfe rufen müssen — jetzt blieb nichts übrig, als in hundertmal erneuter Hoffnung und Selbstbeherrschung sich zur Ruhe zu zwingen.

„Durch das Nebenzimmer kamen Schritte. Sigrid fuhr schnell mit dem Buch über die Augen. Wahrhaftig, Tränen! Wie konnte sie sich so geben lassen! Aber — kam sofort der bittere Trost — Thordorin würde es nicht bemerken. Seit einiger Zeit ging er so gleichgültig, so unberührt von ihrem Kommen oder Gehen an ihr vorbei — wie sollte er beobachten, ob sie gemeint hatte!“

Ehe er noch das Speisezimmer betrat, stammte schon das Lämpchen unter der Maschine wieder auf — und kaum, daß er Platz genommen, richtete ihm ihre ruhige Hand schon die gefüllte Tasse.

Sie sah ihn dabei nicht an — wie sollte sie also wissen, daß er noch blaßere als sie und viel weniger ruhig war?

Schweigend trank er seinen Tee. Sonst war ihre Unterhaltung nie verstimmt. Es gab nichts, was sie nicht miteinander überlegt hätten, nannte sie, wenn es das Wohl anderer galt.

Nur voneinander — da mußte keiner Bescheid. Und je mehr jeder über die eigenen geheimen Wünsche Klarheit gewann, je mehr verbarb er sie.

Und so waren diese beiden Menschen aus lauter Bescheidenheit und überlegener Rücksichtnahme im Begriff, ihres Lebens Glück zu verkieren.

Thordorin horchte nach dem Musikzimmer hinüber.

Jetzt riefte er wieder nicht, was er denken oder sagen sollte. Die Musik klang in tieftraurigen Weisen zu ihnen her. Jeder Ton eine schwere Melancholie malend.

„Und plötzlich sagte Thordorin: „Es bleibt doch trauerhaft hier im Hause.“

„Egidius fuhr ihn erschrocken an. „So vieles ist besser geworden“, sagte sie leise.

„D ja! Wegen früher! Ehe Sie kamen.“

„Das meinte ich nicht“, wehrte sie ab.

„Hollmann paßt so vorzüglich“, fuhr er fort — „aber“ — er stand auf und blickte sie voll an — „ich sehe mich noch Kinderlachen in meinem Hause, Frau Egidius!“

Der Frühling zog heran. Mit Säulen und Brunnen, mit Wolken, die grau und schwer wie die Erde selbst bald tief, tief sich herniederstürzten, bald wieder vor einen toll einhergehenden Sturm davonjagten — bis wieder, reine Himmelsbläue blieb.

Malve war nach Bremen gekommen. Auf der Rückfahrt von Berlin. Mit Mühe und Not hatte sie sich einige Tage freigezogen. Die Nachrichten von Adelsheid lauteten zu besorgniserregend.

Sie verheimlichte der Mutter vorsäuglich noch alles und tat, als reise sie zu ihrem Vergnügen zu Schwester und Schwager.

Adelsheid fuhr mit ihr zurück, um in Bremen ihren Haushalt aufzulösen, während Diether und das Kind in Berlin bei der Mutter blieben.

In einem nebligen, nachstarken Abend gingen die Geschwister vom Bahnhof herauf zu Fuß durch die Straßen der Vorstadt der verschlossenen Wohnung zu.

Wahrscheinlich hatten sie Egidius keine Nachricht gegeben — bei dieser Heimkehr ertragen sie kein Geleier.

„Ein Augenblick blieb Adelsheid vor dem Hause stehen. Dunkel die Fenster, aus denen noch vor so kurzer Zeit ihr trauriger Lichtschein gequälte.“

Was lag zwischen dem Tage, an welchem sie so glücklich dieses Heim wie zu einem genussvollen Ausflug verlassen hatte, und diesem Abend? Eine gealterte, ergränzte, ein ganzes Schicksal.

Sie legte die Hand auf die Klinke und öffnete doch nicht gleich. Sie mußte erst etwas ruhiger werden, ehe sie durch diese Tür trat und dann oben beim Hausvater klingelte, um die Etagegenossin zu holen.

Hier, vor dem Hause, das ihr gesichertes Glück umschloß, hatte sie für die letzte, unglückseligere schwere Zeit mit voller Wucht über ihr Herz geherrscht, ohne die Klinke loszulassen, mit der freien Hand nach ihrer Schwester Arm.

„Malde! Malde! Es ist noch einmal wie damals in Beeten!“

„Ja, Heide! Und wir werden dies überleben, wie wir Beeten überstanden haben. Nun kommt! Wir müssen hinauf.“

Auch Malve zitterte das Herz, als sie mit der plötzlich ganz festungslosen Frau durch die kalte, dunkle Wohnung ging. Sie mußte tun so als würde sie sich in Schludgen auszuwerfen.

gendsverlast, Schulden und Berufslosigkeit.

Sie hatte alle Kraft aufgeben, ihn zu überzeugen: „Sieh doch, gib dich doch drein! — Es bleibt uns doch keine andere Wahl. Ist meine Stimme nicht Rettung für uns? Würden wir nicht dankbar sein?“

Vergebens! Die Qual bei den Unterhandlungen, Besprechungen, schließlich dem Engagement sprang ihm förmlich vor die Augen.

„Mitten im Gespräch brach er ab, lief fort und kam erst nach Stunden wieder.“

Dazu die Klagen der Mutter und, was noch schlimmer war, ihre Leidenmensche, das vergräute, alte Gesicht.

Und der mit Mann und Kind auf der Tasche liegen! Jeder Bißfen quoll Adelsheid im Munde.

„Sie unertuglich es gewesen, merkte sie jetzt, wo sie einfach nicht mehr konnte, sondern zusammenbrach wie nach einer letzten, großen Anstrengung.“

Malve schloste an ihren eigenen Tränen. Was half es, wenn sie mitweinte? Gelten mußte sie.

Sie suchte und fand Adelsheids Schlüsselbund, holte sich Keimzeug aus dem Wäfschrank und überzog schnell und geschickt zwei Betten.

Als Adelsheid nun in den frischenden Kissen lag, griff sie angstvoll nach Malves Hand:

„Bleib noch hier! Es ist so schrecklich ohne Dich. Ich war hier doch nie ohne ihn.“

Sie ächzte und warf sich fortwährend herum.

„Großer Gott, was hab ich für eine Angst! So, als hätte ich ein Unrecht begangen. Hab ich denn, Malve? Muß ich denn nicht tun, was ich tun muß?“

Dieses einsige, was er von heut auf morgen werden könnte, ist Rettender. Aber da such mal. Da stehen sie auch allemal Kaballeristen vor. Und bis er irgendetwas Zivilanstellung bekommt, müssen wir doch leben, er muß sich doch vorbereiten!“

Sie schloß die zitternde und wiederholte immerfort: „Muß ich denn nicht tun?“

Malve strich ihr Gesicht und Hände und rebete voll Trost und Beruhigung.

Aber Adelsheid fuhr, beständig von innerer Furcht geholt, dazwischen: „Sieh mal, das ist das Schreckliche: Ich denke immer, er meint, nun würde mein Wunsch erfüllt. Und im Grunde wäre es mir ein Glück und eine Befriedigung, daß es so gekommen. Und ich verstünde nicht, wie er leidet, und düchte mich an Ruhm und Ehre, als ob es seine Bein. Oh — ich weiß so genau, wie er sich martert! Könnte ich uns auf andere Weise helfen! Aber dies ist doch das Einzige und nächstliegende. Und wir können nicht warten. Wir müssen Geld haben, jetzt gleich! Malve, nicht wahr, du glaubst mir, daß ich es nicht aus Ehrgeiz und Ruhmsucht und aus dem alten Wünschen heraus tue? Nicht wahr, du weißt es? Wenn doch auch Diether mir glauben könnte! Er ist auch eifersüchtig. Menginschn Name ist ihm schon eine Qual. Und es geht doch nicht ohne den. Wenn der nicht durchgesetzt hätte, daß ich als Volontärin sofort eintreten kann, dann könnte ich lange herumreisen und vorbringen. So vom Himmel fallen auch für die schönste Stimme keine Engagements.“

Er ist die Unmöglichkeit selbst. Jetzt ist das nicht in allem, was er für mich tut? Das Konzert, das wir zusammen geben wollen. Mit einem Schläge bin ich bekannt. Die Partnerin Menginschn! Was das heißt! Aber Diether sieht nicht den tiefen Vorteil. Er glaubt nicht an rein künstlerisches Interesse. Er ist eifersüchtig und martert sich unbeschreiblich. Was tun? Hergott, was soll ich denn bloß tun?“

„Das Herz und Verstand die geraten.“

neß wehmütiges Lächeln lag um ihren Mund.

„Du und nur Ruhe verlangen! Du, unsere wieder Heide! Meiel mehr hat dir das Leben aufgebracht! Adelsheid sah lange nachdenklich vor sich hin.“

„Viel Kampf, ja! Aber ich hab meinen Mut. Es ist alles verblüht. Des Lebens Niedergang. Das geht mir immer durch den Kopf, liegt mir im Ohr, als hätte es jemand zu mir gesprochen.“

„Niedergang? Wo es deine Kunst gilt?“

Adelsheid schüttelte traurig den Kopf. „Es ist verblüht“, wiederholte sie. „Ich gehe mit Angst daran. Das hemmt, macht feige. Wenn ich die bloß loswerden könnte! Wüßte ich die Schläm dieser Angst bin ich. Ach — Malve! Und — nie hab ich Diether so geliebt als wie jetzt, wo ich ihm so weite. Diese Furcht und Unsicherheit wird ja beinahe Schuldgefühl. Wie macht das feige! Wo bleibt die Seelenfreiheit? Und ohne die bringen wir doch nichts fertig.“

Malve neigte sich tief über sie; fast berührte ihre kühlte Wange die heiße der Schwester.

„Adelsheid, mag dein Tun und Handeln ausbleiben, wie es will, hast du aus deiner Liebe gehandelt, so wird und muß dein Gewissen rein sein — komme, was kommen mag. Mehr kann kein Mensch dir raten, mehr kann selbst Gott dir nicht sagen. Gib dich zufrieden, Heide!“

Die alte Frau von Vordig hatte seit Tagen vergeblich gegen eine über große Müdigkeit angekämpft.

Nun lag sie zu Bett, und der Hausarzt sprach von absoluter Ruhe und Pflege mit allerlei Stärkungsmitteln.

Seine taufte eine Taube, tödliche Bouillon, schnitt laubblattindigen Schinkenbraten und verlangte den Wein vom Sohn ihrer Herrin:

„Wir, Herr Leutnant, haben schon lange keine mehr im Keller.“

Diether ließ einen Kopf besser Markten ins Haus schicken und nahm dazu den Kredit seiner Mutter in Anspruch.

„Wie murren sie zwar: „Anschreiber lassen konnten wir selbst“ — aber sie war doch froh, daß sie nun pfeifen konnte.“

Hans-Gebhard lief wie verloren um. Reiner hatte Zeit für ihn.

Wenn eine ihn morgens in aller Eile ausgeht hatte, bekam er meistens ein Frühlingslied in der Küche, und da blieb er dann und troch zuckend Minnes Töpfen und seinen Spielfischen umher.

Er ward mürrisch und eigenartig, sah unglücklich und weinlich.

Holte sein Vater ihn einmal zu sich ins Zimmer, so verlangte er nach eine zurück und hüte aufgebremst durch sein Geschrei die trante Frau.

Diether sah mehr und mehr der Mut. Ohne alle Hoffnung sah er in die Zukunft.

Was gab es denn noch für ihn? Talente, die ihm über den Alltag heben könnten, besaß er nicht. Sein Beruf war ihm lieb gewesen. Er hatte des Königs Rost mit Ehrfurcht getragen, auch wohl mit etwas Eitelkeit.

brief — alles andere absolut ausgeschlossen, unbrauchbar.“

„Doch haben Sie nicht nach. Er gab ihm ein Thema, besprach es eingehend mit ihm — nach vielen Versuchen erwies sich Diethers eigenes Urteil über sein Können als tatsächlich zurechtend — auch dieser Plan mußte aufgegeben werden.“

Er knüpfte Verbindungen an mit einem Kameraden seines verstorbenen Vaters, dem Oberlandratmeister eines süddeutschen Fürsten.

Gab es eine Möglichkeit, ihn in dessen Refort unterzubringen? Oder in einem andern?

Wenn nicht bei ihm oder dem Oberjägermeister, vielleicht irgendwo als besserer Kastellan, genannt Schloßhauptmann?

Nur erst mal ein selbstverdienendes Stück Brot wieder für Frau und Kind haben.

Er betrieb diese Unterhandlungen in aller Heimlichkeit. Denn was sollte, führten sie zu einem Abschlusse, aus Adelsheids Berliner Verpflichtungen werden?

Gleichviel, mochten die Konsequenzen sein, welche sie wollten — erst umkehrte er wieder zu Soewer kommen, erst er.

Doch die Nachrichten blieben aus — und inzwischen verlor er den Rest seines Nutes und seiner Ruhe.

Die alte Frau schlief. Auch Hans-Gebhard lag satt und zufrieden in seinem Bett.

„Wie frage pflichtschuldig den Herrn Leutnant, was er zum Abendrot wünsche, obwohl sie wußte, die Antwort würde lauten: „Dante, nichts! Ich gehe aus.““

„Jetzt sah er im Café. Auf natürlich nicht, weil er längst vergessen hatte, warum er hergekommen, blätterte in Journalen und wünschte nichts weiter, als es möchte erst zwölf Uhr sein und er müde genug, um schlafen zu können.“

In bitterer Schwerkraft sah er da und sah die Menschen kommen und gehen.

Wie interessiert hatte er noch vor kurzen mit Adelsheid dem bunten Treiben zugehört!

Wie war es nur möglich, so drauf so viel Glück so schnell, so großig schnell versant!

Und hier immer! Denn Diether glaubte an keine Wiederkehr der alten, seligen Zeit.

Er konnte sich und wußte, es war ihm eine Unmöglichkeit, sein Weib auf der Bühne zu sehen.

Er wußte auch, ihre Seele entglitt ihm, sobald die ewig erkohnte Kunst kam und sie auf die leuchtenden Schwingen nahm.

„Es mochte sich schließlich alles nach über Erwarten günstig wieder fügen — das alte Glück war doch dahin.“

Für die Küche.

Dampfnudel, gebaden. 4½ Unzen Butter gut verrühren, dazu 8 Eibötter, 2 Unzen Mehl, 1/4 Quart Rahm, 1 Unze Hefe, etwas Salz und Zucker nach Belieben. Dies alles gut verrühren, dann geben lassen.

Kleine Ballen formen, die man je nach Wunsch füllen kann, und diese in eine gut mit Butter ausgebackene süddeutschen Fürstchen.

Gab es eine Möglichkeit, ihn in dessen Refort unterzubringen? Oder in einem andern?

Wenn nicht bei ihm oder dem Oberjägermeister, vielleicht irgendwo als besserer Kastellan, genannt Schloßhauptmann?

Nur erst mal ein selbstverdienendes Stück Brot wieder für Frau und Kind haben.

Er betrieb diese Unterhandlungen in aller Heimlichkeit. Denn was sollte, führten sie zu einem Abschlusse, aus Adelsheids Berliner Verpflichtungen werden?

Gleichviel, mochten die Konsequenzen sein, welche sie wollten — erst umkehrte er wieder zu Soewer kommen, erst er.

Doch die Nachrichten blieben aus — und inzwischen verlor er den Rest seines Nutes und seiner Ruhe.

Die alte Frau schlief. Auch Hans-Gebhard lag satt und zufrieden in seinem Bett.

„Wie frage pflichtschuldig den Herrn Leutnant, was er zum Abendrot wünsche, obwohl sie wußte, die Antwort würde lauten: „Dante, nichts! Ich gehe aus.““

„Jetzt sah er im Café. Auf natürlich nicht, weil er längst vergessen hatte, warum er hergekommen, blätterte in Journalen und wünschte nichts weiter, als es möchte erst zwölf Uhr sein und er müde genug, um schlafen zu können.“

In bitterer Schwerkraft sah er da und sah die Menschen kommen und gehen.

Wie interessiert hatte er noch vor kurzen mit Adelsheid dem bunten Treiben zugehört!

Wie war es nur möglich, so drauf so viel Glück so schnell, so großig schnell versant!

Und hier immer! Denn Diether glaubte an keine Wiederkehr der alten, seligen Zeit.

Er konnte sich und wußte, es war ihm eine Unmöglichkeit, sein Weib auf der Bühne zu sehen.

Er wußte auch, ihre Seele entglitt ihm, sobald die ewig erkohnte Kunst kam und sie auf die leuchtenden Schwingen nahm.

„Es mochte sich schließlich alles nach über Erwarten günstig wieder fügen — das alte Glück war doch dahin.“